

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 8. März 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 30

## Im Nebel.

Von Hermann Hesse.

Seltfam, im Nebel zu wandern!  
Einsam ist jeder Busch und Stein,  
Kein Baum steht den andern,  
Jeder ist allein.

Voll von Freuden war mir die Welt,  
Als noch mein Leben licht war;  
Nun, da der Nebel fällt,  
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,  
Der nicht das Dunkel kennt,  
Das unentrinnbar und leise  
Von allen ihn trennt.

Seltfam, im Nebel zu wandern!  
Leben ist Einsamkeit.  
Kein Mensch kennt den Andern,  
Jeder ist allein.

## Gertraud's Täschchen.

Eine Wiener Geschichte von Sufi Wallner.

Es war ein drappfarbiges Täschchen aus gepreßtem Leder mit einem Gittermuster auf der einen, mit einem fliegenden Schwalbennest auf der anderen Seite. Die letzten Glieder des Tragletters umklammerten einen großen Ring von der Seite eines Armabandes. Dieses Täschchen begleitete Frau Gertraud auf allen Reisen, auf allen Ausflügen, ja schier auf jeden ihrer Gänge. Sie hielt entschieden große Stücke darauf und behandelte es mit fast zärtlicher Sorgfalt.

„Mit dem Täschchen ist es wohl eine besondere Bewandnis, nicht wahr Frau Gertraud?“ fragte ich, als wir beide einmal nach einem längeren Spaziergang unter der alten Eiche am Wildesbaum rasteten. Sie nickte mir zu: „Nichtig geraten.“

„Bitte erzählen!“  
„O gerne, wenn Sie es hören wollen“, gestand sie zu. „Das Täschchen da ist nämlich auf eine ganz wunderliche Weise in meinen Besitz gekommen. Es war lange vor meiner Verheiratung. Ich war damals in meiner ersten selbständigen Stellung als „Stütze der Hausfrau“, da hab ich mir das Täschchen gekauft.“

„Hm!“ machte ich, „das wäre doch kein ungewöhnlicher Weg, in den Besitz einer Sache zu kommen?“  
„Ja, warten Sie nur, das kommt schon. Ich sehe ich muß der Verständlichkeit halber weit ausholen. Die Dame, die ich „Stützen“ mußte, war sehr nett. Sie vertrat zwar merkwürdigerweise drei freischwebende Papiere in ihrem Zimmer und tagtäglich ein halbdutzend Freundinnen zum Kaffe, oblag den aufregenden Modestudien und ging fast alle Abende in große Gesellschaften, aber zur Erziehung ihrer beiden Kinder war sie zu lebend und zur Führung des Haushaltes zu schwach. Bloß in Lauen war sie hart. Die Sonne, die Köchin, das Stubenmädchen, ich — und wohl auch ihre Gatte wußten ein Lied davon zu singen. Mein Pflichtkreis war groß, mein Gehalt weniger. Mein Gott, als Anfängerin mußte ich mich eben bescheiden! — Einmal Tages fiel mir auf dem Wege zum Markt dieses Täschchen in der Auslage des Galanterie-Geschäftes Maier und Sohn auf. Mein altes Handtäschchen war schon recht schäbig und ausgedient. Gnädige Frau spürten es bereits in allen Nerven und warteten schon im Wagen. Ich packte mich eifrig zusammen. Bereits unten, fiel mir plötzlich ein, daß ich mein Täschchen oben vergessen hatte. Ich entschuldigte mich und bat um einen kleinen Verzug.“

„Aber Sir!“ rief die Gnädige, „ich bin zu lebend, um das Warten ertragen zu können.“  
Ich stürzte in's Haus zurück, suchte, suchte — und fand es just in dem Augenblick, in dem meine nervöse Hausfrau ohne ihre Stütze davonfuhr. — Wir blies nichts übrig, als auf Schussers Rappen nachzutreten, was den freundlichen Picnicgästen großen Spaß machte. Mir nicht. Ich murzte und knurrte heimlich, fand das Brot der Dienstbarkeit harter als je und ahnte nicht, welchen Dienst mir mein Handtäschchen erwiesen hatte.  
Die Pferde waren vor einem Blitzstrahl gesteckt und hatten mit einem wilden Seitensprung den Wagen in den Straßengraben gerissen. Der Kutscher trug bloß ein paar Beulen davon, meine Gnädige aber hatte sich beim Sturz den Arm gebrochen. Sie gab meiner sträflichen Vergeßlichkeit an Allem Schuld, ließ sich von mir gesund pflegen und fettete mich dann zum Hause hinaus.

distin war eine Nachbarin von Maier und Sohn.

Ich ärgerte mich, daß ich den ganzen Weg bloß an das vertrackte Täschchen dachte und stritt mich mit einer inneren Stimme herum, die unaufhörlich sprach: „Stehst Du, es ist beinahe, als sollte es sein, laß es doch!“ Der Gegenstand meiner kindischen Beschäftigung war immer noch in der Auslage und gefiel mir mehr als je, doch ich widerstand trotzdem. Aber in der Nacht träumte mir davon. Ich befand mich im Laden von Maier und Sohn; ein Verkäufer mit einer großen Glase hielt mir das Täschchen entgegen und sagte: „Gelegenheitskauf, mein Fräulein, Sie werden es bereuen, wenn Sie ihn versäumen.“ Am Morgen zankte ich mich aus. Was war in mich gefahren? Ich war doch sonst nicht eigenförmig in selbstlichen Wünschen gewesen?

Nachmittags wünschte die Gnädige von der Modistin auch noch den schwarzen und den weißen Hut. „Und weil Sie schon in der Nähe sind“, sprach sie zu mir, „so bringen Sie von Maier und Sohn ein Badeschächtchen für's Bad mit, sie hat das ihrige zerbrochen.“

„Der Mensch ist ein Spielball seiner Bestimmung“, sagte Vater immer, wenn ihn Mutter wegen zu späten Heimkommens auskaltete. Und „was ihm soll, schickt sich wohl“, hat die arme Seele geseufzt, als sie Herr Satanas holte. Mit diesen schicksalsergebnen Sentenzen begab ich mich zu Maier und Sohn. Das Täschchen war nicht mehr in der Auslage. Gottlob, jetzt war Ruh. Ich kaufte das Badeschächtchen. Als ich zahlte, stobete der Mann, der mich bediente: „Sonn' teinen Bedarf, mein Fräulein? Vielleicht ein hübsches Handtäschchen? Gelegenheitskauf. Sie werden es bereuen, wenn Sie ihn versäumen.“ Sprach's und hielt mir mein Täschchen entgegen — und denken Sie nur, da bemerkte ich auch noch plötzlich, daß er eine Glase hatte.“

Die Erzählerin nickte mir ernsthaft zu.

„Ich lachte. „Kurz und gut“, sagte ich, „Gertraud und das Täschchen triegten sich und lebten mitsammen in Freuden.“  
„Ach so“, machte sie. „Sie meinen, nun ist die Geschichte aus? O, Gott bewahre. Das Wunderliche kommt doch erst. Sehen Sie, als ich das Geld auf den Ladentisch legte, dachte ich, nun werden Dir gewiß Gewissensbisse über Deine Verschwendung das Behagen am Besitz verderben. Aber ich ging kreuzvergnügt wie ein erlöscherter Schatzheber nach Hause. Seit meiner ersten Puppe hat mir nichts mehr solche Freude gemacht.“

Einige Tage später überraschte mich die von mir gestützte Hausfrau mit der Einladung, mit ihr nach der Villa Waldraut zu fahren. Eine aus dem Halbdutzend ihrer Kaufensfreundinnen habe dort ein Gartenpicnic veranstaltet. „Es war sehr nett von meiner Freundin“, sagte sie, „daß sie Ihr Willkommen eigens gewünscht hat. Sie können dafür Ihrem neuen Hausfräulein behilflich sein. Es wird sehr animiert werden.“

Das wurde es tatsächlich. Ich und meine Berufskollegin schnitzten in der Küche um die Weite bei dem Bestreben, den hungrigen Picnicgästen Alles muntergerecht herzurichten. Mitten in voller Tätigkeit erhielt ich den Befehl zur Abfahrt. Ein Weiter war ausgezogen. Gnädige Frau spürten es bereits in allen Nerven und warteten schon im Wagen. Ich packte mich eifrig zusammen. Bereits unten, fiel mir plötzlich ein, daß ich mein Täschchen oben vergessen hatte. Ich entschuldigte mich und bat um einen kleinen Verzug.“

Von ihr kam ich zu jener Dame, bei der ich meinen Mann kennen lernte. So hat mich mein Täschchen, das mich so seltsam angezogen, nicht bloß vor einem wahrscheinlichen Unfall bewahrt, sondern mir auch auf meinen Weg zum Glück verholfen.

Ich glaube daran. Und — Frau Gertraud freudigste das drappfarbige Leder — und auf meine Meinung kommt es in diesem Falle ganz allein an.“

## Ernstes und Heiteres aus dem Leben des Großen Königs.

Als Friedrich der Große den Freiherrn v. Schröter zum ersten Male nach dessen Ernennung zum Regierungspräsidenten in Preußen (Regierung, hieß damals die Oberlandesregierung) sah, äußerte er sich bei der Unterredung mit ihm: „Weißt Er, wer ich bin, und wer Er ist? Ich will es Ihm sagen. Ich bin der erste Justizarius über mein Land und muß Gott dermeinst Rechenschaft ablegen, daß die Justiz darin gehörig verwaltet wird. Weißt ich nun aber dies allein nicht bewerkeln kann, so habe ich Ihn zu meinem Justizarius dieser Provinz ernannt. Er hat nun nicht nur eine gleiche Pflicht gegen Gott zu beobachten, sondern ist hier auf Erden auch mit deshalb verantwortl., daß ein Gleiches von jedem Justizbedienten der Provinz beobachtet werde.“

Ein Leutnant in Potsdam, namens von Mollentin, ging, ohne sich abzumessen, nach Berlin auf einen Maskenball. Der König, dem er bekannt war, sprach ihn dort an: „Wer ist Er?“ worauf der andere antwortete: „Leutnant von Mollentin. Aber ein Hundsfott, wer es weiterfragt!“ Monate waren vergangen, da trat eines Tages der Monarch zum Leutnant und raunte ihm zu: „Er ist Hauptmann. Aber ein Hundsfott, wer es weiterfragt!“ Im Kreise der Kammeraden wunderte man sich allgemein, daß der tapfere, schneidige und beim Könige beliebte von Mollentin nicht avancierte. Erst nach Jahren wurde diesem das Hauptmanns-Patent und die Anweisung für die Befolgung als Hauptmann zugeföhrt, und zwar beide bereits von dem Tage datiert, an dem der Monarch ihm sein Avancement mitgeteilt hatte.

Als der preussische Gesandte am englischen Hofe Friedrich dem Großen schrieb, in London sei alles bereit, auch falls ihm keine höhere Befolgung würde, er genötigt sei, Pferde und Wagen abzuschaffen und zu Fuß an den Hof zu gehen, gab der König ihm die Antwort: „Gehe er immer zu Fuß, das verschlägt nichts, und falls jemand darüber Glossen machen sollte, darf er nur sagen, Er sei mein Gesandter, und hinter ihm gingen dreimalhunderttausend Mann.“

Eines Tages wurde ein kleiner, aber berühmter protestantischer Gelehrter, namens Dieterich, ein pedantischer Herr, der mehr in Büchern als in der Welt zu Hause war, dem König vorgeföhrt. „Halber Gott, großer Friedrich!“ sprach er den Monarchen an, der, schweißigen Armben abholend, ihm ins Wort fiel: „Gongor Parr, kleiner Dieterich!“ was dem Aermsten derart außer Fassung brachte, daß er sich seines Wortes seiner vorher mißsam einstudierten Rede mehr entsann.

In den Rouditelisten eines schlesischen Regiments, die dem König wie üblich alljährlich vom General-Inspektor eingekantet wurden, stieß er auf einen Leutnant v. Widdoborn, der in ihnen als „ein schlechter Soldat, ein schlechter Dichter“ stand. Nach einer Reue beschied er den Leutnant zu sich und verlangte von ihm auf der Stelle einen Vers. Sofort hob der Leutnant an:

„Der König dacht in seinem Horn Vom Leutnant von Widdoborn: Du sollst auf dieser Erden Nie mehr als Leutnant werden.“

Der König schüttelte den Kopf und sagte: „Er ist mit seinem schlechten Vers auf dem Holzwege! Zum Beweis dafür erenne ich Ihn hiermit zum Hauptmann. Aber mach! Er gleich noch einen besseren Vers!“ Nicht faul, diktete Widdoborn nun:

„Das Blatt hat sich gewandt: Zum Hauptmann bin ich ernannt; Doch hat' ich Equipage, Hätt ich noch mehr Courage.“

„Die Equipage (der Offizier meinte damit die standesmäßige Ausstattung) Vers auf dem Holzwege! Zum Beweis dafür erenne ich Ihn hiermit zum Hauptmann. Aber mach! Er gleich noch einen besseren Vers!“ Nicht faul, diktete Widdoborn nun:

Bei einem Marsch durch Böhmen hatte sich ein Gardeduterkorps von der

Avantgarde, die der König führte, unterwegs Birnen gekauft. Weil ihm aber die Birnen nicht schmeckten, beglückte er seine Vorderleute mit ihnen. Einer winkte ihm, ihm doch auch eine zuzuworfen. Doch der Wurf ging fehl, und die Birne traf des Königs rechte Schulter. Der König hielt still und erfuhr bald durch den Flügeladjutanten, wer ihm den plötzlichen Schmerz bereitet habe. Eine schnell angestellte Untersuchung führte zur Entdeckung des Täters. Da der Monarch sehr aufgebracht aussah, als er zu ihm heramitt, mochte der Aermste sich schon auf sein Todesurteil gefaßt. Doch hielt ihm dieses zu verlieden, belehrte ihn der Monarch: „Er muß sich wohl sehr feind sein, daß Er sich solche harte Birnen kauft; denn meine Schulter hat es geföhlt, daß sie hart war. Künftig laufe Er sich reifes Obst, dann schadet Er seiner Gesundheit nicht.“ Damit ritt der König lächelnd fort.

Bei der Inspizierung eines Kavallerie-Regiments erkundigte sich Friedrich beim Obersten nach seinen Offizieren. Der Oberst äußerte sich über alle sehr lobend, nur den Rittmeister F. tadelte er und meinte, es wäre ihm lieber, wenn derselbe verfehlt würde, weil er saufe. Während der Reue beobachtete der König den bescheidenen Rittmeister und seine Schwadron genau und fand zu seiner Überraschung, daß die Schwadron unter Führung des Rittmeisters in jeder Beziehung ausgezeichnet ererzierte, während die Leistungen des Obersten mitleidmähige waren. Nach Beendigung der Reue nahm der König den Oberst beiseite und sagte zu ihm: „Weißt Er was, lauf Er auf!“

Nach der Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757 hatte ein Leutnant der auf dem rechten Flügel stehenden Gardes du Corps versprochen, er werde demjenigen seiner Mannschaften einen Gulden zahlen, der schnell Holz zum Erhalten eines auf dem Schlachtfelde brennenden Feuers herbeischaffe. Als zwei Reiter sich deshalb auf den Weg gemacht, stieg König Friedrich beim Feuer zum Pferde. „Reiter, raucht nur zu und laßt euch nicht föhren!“ rief er den Truppen zu, die eilfertig die Pfeile aus dem Munde nahmen. In seinen Mantel gehüllt, stand er beim Feuer. Bald danach brachten die beiden Reiter irgendwo in der Nähe aufgetriebenes Holz, das sie da, wo der König stand, zu Boden zu werfen sich anschickten. „Marisch, fort da!“ riefen sie ihm zu, den sie nicht erkannten, weil er ihnen den Rücken zutehrte. „Jeder soule Kerl stellt sich ans Feuer! Und teiner will einen Splitter holen!“ Der König trat mit: „Du hast recht, mein Sohn. Komm, ich werde Platz machen.“ Die Gardes du Corps prallten erschrocken zurück. Doch Friedrich lachte dem einen von ihnen gutmütig zu: „Du bleibst hier, mein Sohn! Du hast Holz geholt und daher das erste Recht am Feuer.“ Und zum anderen wandte er sich: „Laß mich nur ein wenig mich wärmen.“

Zu den Pagen des Königs zählte einer namens von Eybow, den er wegen seines tadellosen Benehmens lieb gewonnen hatte. Am 28. Juli 1746 — der Pagen, dessen Angehörige fern von Potsdam lebten, hatte nicht daran gedacht, daß sein Geburtstag auf den Tag fiel — rief ihn Friedrich der Große in sein Kabinett und wies auf eine auf dem Tisch liegende Offiziersform mit den Worten: „Ich habe mir sie machen lassen. Probier sie einmal an, damit ich sehe, wie sie sitzt.“ Als von Eybow dem Befehl nachgekommen und der Monarch ihn nach seinem Urteil über die Uniform fragte, gab er es dahin ab, sie fäße ihm wie angezogen, doch bezweifle er, daß sie Seiner Majestät auch passen werde. „Greif in die linke Tasche!“ befahl der König; von Eybow zog ein zusammengefaltetes Papier heraus. Und als er auf des Königs Wunsch sich daran machte, es zu lesen, wurde er gewahrt, daß es ein in halb scherzhaftem Ton gehaltenes Patent war, das ihn zum Leutnant und Flügeladjutanten des Monarchen ernannte. Im ersten Freudenrausch kamen Dankesworte für diese große Gnade über des Pagen Lippen. Doch plötzlich stobte er. „Was hast du auf einmal?“ fragte König Friedrich. „Ein solches Patent ist doch wohl nur ein Scherz Eurer Majestät!“ gestand von Eybow kleinlaut. „Das kann mich doch wohl zu nichts berechtigen?“ Friedrich der Große lächelte: „Nur ruhig! Daran habe ich selbst schon gedacht. Greif in die rechte Tasche! In ihr steht Dein Patent als Leutnant und Flügeladjutant ganz in der üblichen Form.“ Außer der Uniform und dem Patent erhielt von Eybow von seinem gnädigen König noch eine be-

deutende Geldsumme zu seiner Equipierung geschenkt.

Zwei Garbissen fehrten vom Mandöver zurück, das Friedrich der Große befehligt hatte. „Du hast du gesehen, was für einen schlechten Hut Frigie heut aufhatte?“ fragte der eine. Der andere antwortete: „Ja. Aber hast du auch gesehen, was für ein Kopf darunter war?“ Feiner ist der große König gewiß selten gelobt worden.

Dem Minister von Münchhausen, der das Justizdepartement unter sich hatte, befahl der König, einen jungen Grafen als Rat beim Kammergericht anzustellen. Der alte brave Minister weigerte sich entschieden, den Grafen, der nichts als seinen Adel für diese Anstellung mitbrachte, dem höchsten Landgericht einzureihen. Zeit wurde der König unwillig und schrieb dem Justizminister einen sehr groben Brief. Darauf erwiderte der Minister sehr energisch und schloß mit den Worten: „Ich kann mir nicht denken, daß Seine Majestät einen solchen Brief an einen treuen Diener Höchstdero selben geschrieben haben. Das wird wohl ein großer Hesel von Sekretarius Cuv. Majestät verschuldet haben.“ Der Minister setzte seinen Willen durch, der Graf wurde nicht ange stellt, aber der Minister hörte lange nichts mehr vom König. Da traf ihn dieser bei einer festlichen Versammlung. Der König ging auf den Minister zu, blickte ihn mit seinen großen Augen durchdringend an und sprach: „Mein lieber von Münchhausen, er ist ein recht schaffener Mann, und ich habe es meinem Sekretario auch gesagt.“

## Heidnische Ethik.

Wenn der Unwille über die Verlogenheiten in moderner Moral in uns einmal so groß geworden ist, dann tut es innerlich wohl, einmal wieder aus dem untrüglichen Quell gesunder „heidnischer“ Ethik zu schöpfen, in der frei und ehrlich, ohne alle „idealistische“ Verlogenheit, der Mensch zum Menschen spricht. Hier, in der Moral so manches alten Griechen und Römers, schaut der edle Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, uns mit stillem Forscherblick ins Auge und in die Seele, und er verhält sich dabei wie ein guter Arzt: er kennt unsere Natur und ihre Schwächen, und die Heilmittel, die er uns gegen unsere Krankheiten reicht, sind den Kräften dieser unserer Natur angepaßt. Manche unter diesen antiken Ethiken sind nun heute bereits der Mehrzahl der Gebildeten unbekannt. Die stoische Moral (etwa in den herrlichen Selbstgesprächen des kaiserlichen Philosophen Marc Aurel) und die epikureische Sittenlehre in den verschiedenen modernen Darstellungen werden heute viel gelesen. Dagegen ist einer bisher fast völlig unberücksichtigt geblieben und, wie uns dünkt, sehr unbedeutender Weise der alte Demokrit, der Begründer des antiken Mechanismus, Atomismus und Materialismus, der „lachende“ Philo. ph von Abdera. Und doch gibt es bis auf den heutigen Tag wohl kaum eine feinsinnigere Art, eine durchgegründete Lufthehre — intellektuellen Hedonismus nennt es der Fachmann — auf sittlichem Gebiete zu predigen, als wie die Art, in der Demokritos in den uns von ihm erhaltenen ethischen Fragmenten zu uns redet. In unvergleichlich feinsinniger Weise wird hier einer durchgegründeten „Wohlgemutheit“, einem „Wohlfsein“ und einer „Geföhtheit“ das Wort geredet. Wir wissen, daß die Echtheit mancher dieser Fragmente von den Philologen noch umstritten wird. Dennoch können wir unbedingt behaupten, daß die Gesamtheit der Fragmente uns ein treffendes Bild des Charakters der demokritischen Sittenlehre gibt.

Hier einige Proben, nach denen der Leser selbst urteilen mag, ob die von dem antiken Naturphilosophen und Materialisten entwickelten sittlichen Grundzüge nicht besser sind als das meiste, was heute als moderne Ethik verzapft zu werden pflegt. Außerst fein wird zunächst der allgemeine leitende Grundgedanke der demokritischen Moral, die „Wohlgemutheit“ eingeföhrt und gerechtfertigt: „Wer wohlgemut leben will, soll nicht vielerlei treiben, weder im eigenen noch im Staatswesen und, was immer er treibt, nicht über seine Kraft und Natur streben, sondern so sehr auf seiner Gut sein, selbst wenn das Glück ein schlägt und dem Scheine nach ihn in die Höhe führen will, er dessen nicht achtet und nichts über die Kraft ansetzt. Denn mähige Fülle ist sicherer als Ueberfülle.“ — Wie durchaus modern muten ferner folgende Aphorismen an: „Hohen Sinn befundet es,

Taktlosigkeit gelassen zu ertragen.“ — „Vor Geseh, Obrigkeit und — dem Klügern sich zu beugen, zeugt von Selbstzucht.“ — „Wer den, der sich einbildet, Verstand zu haben, zu Verstande bringen will, vergeudet seine Zeit.“ — „Viel Denken ist besser als viel Wissen.“ — „Unbegrenzte Wünsche sind Kinder, nicht Mannes Sache.“ — „Eine Art Habgier ist's, alles reden und nichts hören zu wollen.“ — „Kleine Wohlthaten zur richtigen Zeit sind für die Empfänger die wertvollsten.“ — „Kannst du die Lobspüche nicht selbst anerkennen (die andere dir spenden), so nimm an, es sei Schmeichelei.“ — „Die Menschen haben sich ein Jdol gebildet: Zufall genannt, zur Verschönerung ihrer eigenen Taktlosigkeit. Denn nur in seltenen Fällen wirkt der Zufall der Klugheit entgegen; das meiste im Leben weiß ein wohlverstandiger Scharfbild in Gerade zu richten.“ — „Welch auffallende Vorahnung modernster pädagogischer Einsichten zeigt ferner folgender Grundsatz: „Besser wird es offenbar bei der Erziehung dem glücken, der Aufmunterung und überredende Worte, als wer Geseh und Zwangsmahregeln zur Anwendung bringt. Denn wer sich nur durch das Geseh am Leben tut, hindert sich, wird vermutlich im geheimen fündigen; wer dagegen durch Ueberredung einmal auf den Weg der Pflicht geföhrt ist, wird voraussichtlich weder heimlich noch öffentlich etwas Verlethres tun.“ — „Vaters Selbstbeherrschung ist für die Kinder die wirksamste Vermaßnung.“ — Wertvoll ist auch der folgende „heidnische“ Grundsatz: „Klugheit verdrängt, sich vor einer drohenden Beleidigung zu hüten; Stumpfheit dagegen, eine erklittene zu rächen.“ Welch ein feiner Kenner und Verehrer der wahren Vorzüge des weiblichen Geschlechtes spricht aus folgenden Worten: „Wenig reden ist ein Schmutz des Weibes; schön ist auch ihre Einfachheit im Schmutz.“ — Und endlich, wie fein empfunden sind die Aphorismen: „Armut und Reichtum: Worte für Entbehrung und Ueberfluß. Also ist, wer noch etwas entbehrt, nicht reich, und wer nichts entbehrt, nicht arm.“ — „Armut mit Würde zu tragen, ist ein Zeichen von Selbstzucht.“ — (A. 3.)

## Fremdländische Höflichkeit.

Paris ist in vielen Beziehungen die hohe Schule der Höflichkeit und des Anstandes. Die gefällige Art des Verkehrs, in dem Lebenswürdigkeit vorherrscht, ohne daß sie zur Ausdringlichkeit ausartet, ist dem Pariser aller Klassen eigen. Auf der Straße hat man freundliche Rücksichtnahme gegeneinander, im Theater herrschen feine Formen. Niemals wird in den Straßen von Paris ein Fremder wegen eines ungewohnten Anzuges und Benehmens angelegt oder belästigt; kaum daß jemand seinethalben einen Augenblick den Kopf umdreht. Besonders im Restaurant kommt man sich helfend entgegen; kein neugieriges Anstarren des Eintretenden, kein Zuflüstern über einen fremdartigen Anzug usw. Dagegen ist man gewiß, daß der Gegenüber überaus freundlich seine Hilfe anbietet, läßt man seine Blide suchend über den Tisch gleiten, um etwa das entfernt stehende Salzgefäß zu finden. Der Franzose lacht nicht, wenn ein Ausländer seine Sprache radebrecht, er hilft ihm im Gegenteil freundlich nach. Der Franzose sucht nicht das Wesen der Höflichkeit in formellen Anreden, tiefen Verbeugungen, auffälligen Hutabziehen. Er läßt nur den Hut, tut dies aber, selbst wenn er in einen Eisenbahnwagen steigt, wenn er ein Lokal betritt oder verläßt u. dgl., worauf die Anwesenden ebenfalls den Hut lästen. Die größte Aufmerksamkeit aber bekommt der Franzose den Damen gegenüber.

## Sehr einfach.

A.: „Giebt's bei Euch in der Pfalz auch Rebhühner?“  
B.: „Soll will ich meene, alle Beem' hode voll.“

A.: „Ja, sitzen denn die Rebhühner bei Euch auf den Bäumen?“  
B.: „No, wo solle sie denn sitze, wenn bunne schon Alles gerubelt voll is?“

## Kollegen unter sich.

Schriftsteller: „Mir fällt etwas ein!“  
Baumeister: „Mir is Vormittags schon was eingefallen.“

## Auch etwas.

Heiratsvermittler (zur Kundin): „Eine Schönheit ist der Herr gerade nicht, aber prachtvolles Haar soll er ... gehabt haben!“